

Sochurek Florian, a 0649104

Karl Kraus und seine Co-Autoren

Österreichische Schriftsteller in „Die letzten Tage der Menschheit“

Literaturw. Seminar, besucht bei Dr.Kriegleder und Dr.Fischer
Austrian Studies, Wintersemester 2015/16

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|----------|
| 1. Einleitung | Seite 3 |
| 2. Aus der Zeitung | Seite 4 |
| 2.1. Bahrs Brief | Seite 5 |
| 2.2. Der Generalkonsul | Seite 5 |
| 2.3. Eugen und Hindenburg | Seite 7 |
| 2.4. Symbolismus und Kaffeehausdekadenz | Seite 9 |
| 3. Gesungene Kriegsberichte | Seite 10 |
| 3.1. Der Eifrige | Seite 11 |
| 3.2. Skandale | Seite 13 |
| 3.3. Erstens, zweitens, drittens, viertens | Seite 13 |
| 3.4. Anekdotenhumor | Seite 14 |
| 4. Der Pfarrherr und sein Publikum | Seite 14 |
| 4.1. Kein Kriegsverherrlicher als Pädagoge | Seite 16 |
| 4.2. Kritik am Schreiber und am Leser | Seite 17 |
| 4.3. Die Festenburg und Rosegger | Seite 18 |
| 5. Das Messer und die Wahrheit | Seite 19 |
| 5.1. Zwei Deutschnationale | Seite 19 |
| 5.2. Über Schweißfüße | Seite 19 |
| 5.3. Ausgeliehen | Seite 20 |
| 6. Zum zweiten Mal im Kriegsarchiv | Seite 20 |
| 6.1. Der Ohrfeiger | Seite 21 |
| 6.2. Frau Rodin in Rodaun | Seite 22 |
| 6.3. Mit Blut und Eisen | Seite 23 |
| 6.4. Amerikanismus, Rippenstoß und Seilschwebbahn | Seite 23 |
| 6.5. Schönbrunn und nicht die Hofburg | Seite 24 |
| 7. Conclusio | Seite 25 |

1. Einleitung

In einem 1922 zum ersten Mal zum Besten gegebenen Witz sitzen Karl Kraus, Hermann Bahr und der eben seinen 60. Geburtstag feiernde Arthur Schnitzler zusammen. Bahr fragt den Jubilar: „Was denkst du wird von Dir und mir in 100 Jahren noch am Leben sein?“ Kraus kommt Schnitzler mit einer Antwort zuvor: „Die letzten Tage der Menschheit.“ Noch ehe Bahr und Schnitzler protestieren können, korrigiert der „Fackel“-Herausgeber: „Ach so, das ist ja nicht von Schnitzler oder Bahr, sondern von uns allen.“¹

Der Witz stammt von Karl Kraus selbst, erklärt den Titel meiner Arbeit und wird wohl nur von dem verstanden werden, der sich mit „Die letzten Tage der Menschheit“² näher auseinandergesetzt hat. Der nämlich weiß, dass die Tragödie zu einem nicht geringen Teil aus Originalzitate besteht, die von Zeitgenossen Kraus' stammen. In Feuilletons, Aufsätzen, Reden gaben sie der Öffentlichkeit zu verstehen, was sie von der Entwicklung des Krieges hielten. Und Kraus nahm ihre Worte in sein Drama auf. Unter den historischen Persönlichkeiten, die nicht selten neben Typen auftreten, sind nicht wenige Schriftsteller, und unter diesen wiederum einige aus Österreich. Kraus widmet sich Hofmannsthal und Kernstock, Andrian zu Werburg und Hans Ertl, Karl Strobl, Felix Dörmann und Hans Müller. Sie treten gar als Figuren auf. Genannt werden Robert Müller, Franz Werfel und Hermann Bahr, und recherchiert man genau, stößt man noch auf Wildgans, Rilke und Felix Salten. Wie parodiert sie Kraus? Welche Handlungen, die sie zwischen 1914 und 1918 taten, waren Auslöser für die Aufnahme in die „Letzten Tage...“? In erster Linie möchte die vorliegende Arbeit eine Antwort auf diese beiden Fragen geben. Ganz konkret ist sie eine detailreiche Untersuchung folgender Szenen, deren genaue Lektüre Voraussetzung für die volle Verständlichkeit dieses wissenschaftlichen Papiers sind: 19/I. 15/II. 9/III. 32/III. 5/IV.

Ausgehend von diesen Szenen, welche die bereits erwähnten Literaten porträtieren, sollen Institutionen wie das Kriegsarchiv und das Kriegspressequartier (KPQ) vorgestellt werden; die Folgeseiten sind aber nicht bloß als Kommentar zu den einzelnen Figurenreden zu verstehen. Es werden die Momente in der Vita der Autoren genannt, die Kraus Anlass zur Kritik in seinem Opus Magnum gaben. Geister wie Rosegger oder Schnitzler kommen in dem Marstheater gar nicht vor, standen aber in so enger Verbindung zu anderen Künstlern, dass ich sie hier nicht unerwähnt lassen kann. Und nicht zuletzt sollen die Passagen in den

¹ Zeyringer, Klaus und Gollner, Helmut: Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650. StudienVerlag, Innsbruck 2012. Seite 356.

² „Die letzten Tage der Menschheit“ werden in weiterer Folge abgekürzt mit: die/den „Letzten Tage(n) ...“

„Letzten Tagen...“ immer wieder mit Einträgen aus der „Fackel“ verglichen werden. Nicht selten gibt es da keine große Differenz. Zweifelsohne kann man dem Stück auch etwas abgewinnen, kennt man nicht alle darin auftretenden historischen Persönlichkeiten. Mehr Sinn macht die Rezeption allerdings, weiß man, auf welche Größen und tagespolitischen Ereignisse Kraus anspielt. So manchem dieser Hintergründe widmet sich diese Arbeit auch.

2. Aus der Zeitung

Die 19. Szene des ersten Aktes führt uns aufs Kriegsfürsorgeamt und macht uns neben Hugo von Hofmannsthal und Leopold von Andrian zu Werburg auch indirekt mit Hermann Bahr bekannt. Hofmannsthal studiert in Anwesenheit der Figur des Zynikers eine Tageszeitung und stellt erstaunt fest, dass in dieser ein Brief Bahrs an ihn abgedruckt wurde. Das öffentliche Schreiben des 1863 geborenen Literaten³ bricht an mit der Behauptung, Hofmannsthal wäre an der Front, eine Bemerkung, die den Adressaten die Zeitung zerknüllen und den Ausruf: „Der Bahr ist doch grauslich!“⁴ tätigen lässt. Der Zyniker aber lässt es sich nicht nehmen, den offenen Brief laut vorzulesen. Bahr beschwört in diesem nicht nur den deutschen Weg, „den schon das Nibelungenlied ging“⁵, er äußert auch die Vermutung, Hofmannsthal käme demnächst in Warschau an, und fordert selbigen auf, dort das Konsulat aufzusuchen, um nach Leopold Andrian zu fragen. Hofmannsthal fleht den Zyniker an, die Lektüre abubrechen. Dieser lässt zwar schlussendlich von der Fortsetzung des Briefes ab, kann jedoch nicht widerstehen, Hofmannsthal gegenüber zu äußern: „Du kommst doch sowieso bald nach Warschau? Auf Propaganda, mein´ ich oder so. Wirst wieder deinen Hindenburg-Vortrag halten?“⁶ Als dann auch noch der Poldi – hier der Kosename für Leopold Andrian – eintritt und ausgerechnet nach Hermann Bahr fragt, wird es Hofmannsthal für einen Augenblick zu viel: er trotzt dem Geschehen um sich herum, indem er sich die Ohren zuhält. Es ist Poldis Vorschlag, aus *dem* Baudelaire zu lesen, der einen Stimmungsumschwung bewirkt. Hofmannsthal freut sich über den Themenwechsel und kündigt an, im Gegenzug seinen Prinz Eugen zu präsentieren.

Die Szene, in die eben eingeführt wurde, ist keine, deren Rechtfertigung für die Aufnahme in die „Letzten Tage ...“ sich allein durch eine genaue Lektüre derselben erschließt. Es ist sowohl die Erwähnung einiger Fakten in der Biographie der drei Schriftsteller als auch eine

³ Krieglleder, Wynfrid: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. 2. Auflage. praesens, Wien 2014. Seite 282.

⁴ Kraus, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. 2. Auflage. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1991. Seite 146.

⁵ Ebenda.

⁶ Ebenda, Seite 147.

genaue Erläuterung der „Brief-Affäre“ angebracht. Wie nämlich auch die Passagen über und von Kernstock (siehe Kapitel 4), zeugt auch diese Szene von einer tagespolitischen Aktualität, welcher der Publikationsort Zeitung viel eher gerecht wird als der Theater text.

2.2. Der Brief Bahrs

Der Brief Bahrs an seinen Kollegen ist keine Erfindung des Autors der „Letzten Tage“. Der „Herr aus Linz“, wie Kraus ihn oft nannte⁷, schrieb am 16. August von Bayreuth aus an Hofmannsthal, und lies eben dieses Schreiben im *Neuen Wiener Journal* abdrucken.⁸ Die in den „Letzten Tagen...“ gebrauchten Worte Bahrs an Hofmannsthal sind also Zitate. Kraus kann hier also kopieren und er tut dies, indem er zunächst Hofmannsthal, dann den Zyniker aus der Zeitung vorlesen lässt. „Ich weiß nur, daß Sie in Waffen sind, lieber Hugo, doch niemand kann mir sagen, wo.“⁹ schreibt Bahr zu Beginn. Hans Weigel bemerkt zu diesem Einstiegssatz, dass er entweder Bahrs Verlogenheit oder dessen Dummheit offenbare. Wusste der in Bayreuth weilende Autor tatsächlich nicht um Hofmannsthals Standort Bescheid, wie konnte er dann Zeilen später schreiben: „Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein!“¹⁰ ? Dass die Figur Hofmannsthal den Zyniker in seinem Vortrag des Feldpostenbriefes mit „Hör auf!“, „Laß mich in Ruhe!“ oder „Der Bahr ist doch grauslich!“ unterbricht, darf als Indiz dafür verstanden werden, dass es Hofmannsthal, der tatsächlich im Kriegsfürsorgeamt auf der Wiener Mariahilferstraße saß (und nicht etwa dort, wo das „Wachfeuer“ brennt und die „Trommeln schlagen.“), äußert unangenehm gewesen ist, von Bahr öffentlich (!) so einen Brief zu erhalten.¹¹ Jeder, der den „lieben Hugo“¹² kannte, wusste wohl, dass dieser nicht als Soldat durch Europa reitet. Nur Bahr angeblich nicht, der sogar so weit ging (warum sei wieder hingestellt), aufgrund seiner Annahme, Hofmannsthal käme bald in Warschau an, folgendes zu äußern: „Da gehen Sie nur gleich auf unser Konsulat und fragen nach, ob der österreichisch-ungarische Generalkonsul dort ist: Leopold Andrian.“¹³

2.3. Der Konsul

Zwar ist es richtig, dass Leopold Freiherr von Andrian zu Werburg nicht nur ein österreichischer Erzähler, sondern ab 1911 auch Generalgouverneur von Polen war. Der Brief

⁷ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur. Seite 282

⁸ Buxbaum, Elisabeth: Des Kaisers Literaten. Steinbauer, Wien 2014. Seite 300.

⁹ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 146.

¹⁰ Ebenda. Seite 147.

¹¹ Weigel, Hans: Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Brandstätter, Wien 1986. Seite 178.

¹² Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 146.

¹³ Ebenda. Seite 147.

datiert aber auf den 16. August 1914. Der Krieg hatte bereits begonnen. Und Leopold von Andrian war nicht mehr in Polen, sondern bereits im österreichischen Außenministerium tätig.¹⁴ Kraus hätte es Bahr vielleicht verziehen, dass dieser angesichts der sich überschlagenden Ereignisse auf der politischen Bühne den Überblick etwas verloren hat – aber Bahr nahm den an Hofmannsthal gesandten Brief sogar in sein Buch „Kriegssegens“ auf; er zeigte seine somit keine Einsicht.¹⁵ Außerdem war er mit Leopold Andrian gut bekannt¹⁶, ein weiteres Indiz dafür, dass er eigentlich gewusst haben muss, wo dieser weilt. Wie er also – ohne den Eindruck zu erwecken, bloß zu scherzen – behaupten konnte, Leopold Andrian wäre in Warschau am Generalkonsul, ist ungeklärt. Der Zyniker gerät ob der Dummheit des Briefverfassers (siehe Weigel) gar in einen Lachkrampf und antwortet seinem Namen alle Ehren machend zynisch: „Der ist wahrscheinlich nach Kriegsausbruch in Warschau geblieben, um den einziehenden Truppen das Paßvisum auszustellen – das ist ja im Krieg unerlässlich – sonst können sie nicht nach Russland!“¹⁷ Er muss es aberwitzig finden, denn erstens weiß er, dass Andrian ebenfalls in den Büroräumlichkeiten in Wien weilt, zweitens ist „der Gedanke, daß sich ein feindlicher Generalkonsul im Krieg im Generalkonsulat befindet, um den Einzug der Eroberer abzuwarten, von beklemmender Stupidität.“¹⁸, wie es wieder Weigel ausdrückt.

Kurz darauf tritt die Figur „Poldi“ auch wirklich ein und fragt nach dem Bahr. Eigentlich fragt er nach dem „Bohr“, denn Kraus versieht den Poldi mit einer Abneigung gegen den a-Umlaut bzw. mit einer Vorliebe für den o-Vokal. „Du Hugerl ist wahr daß der Bohr in dem Jahr noch nicht do wor oder is er gor eingrückt?“¹⁹ sagt er beispielsweise, was dem Zyniker (ganz in seinem Element wieder) die zynisch-rhetorische Frage „Was, der auch?“²⁰ entlockt. Bahr glaubt also von Hofmannsthal, dieser wäre eingrückt, Leopold von Andrian glaubt selbiges von Bahr. Und der Zyniker findet beides lustig. Er würde vielleicht mit dem Spott fortfahren, kämen die beiden nicht plötzlich auf Baudelaire und Prinz Eugen zu sprechen. Wieso der französische Schriftsteller und der habsburgische Feldherr Nennung finden, soll auch noch erklärt werden. Dies ist auch von Bedeutung, um zu konkretisieren, warum der Spott nicht nur Hermann Bahr, sondern auch Hofmannsthal und Leopold von Andrian traf.

¹⁴ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Seite 288

¹⁵ Weigel: Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Seite 178.

¹⁶ Werner, Volke: Hofmannsthal. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1967. Seite 49.

¹⁷ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 147

¹⁸ Weigel: Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Seite 178.

¹⁹ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 148.

²⁰ Ebenda.

2.4.Eugen und Hindenburg

Im Dezember 1914 schrieb Hofmannsthal den Aufsatz „Worte zum Gedächtnis Prinz Eugens.“²¹ In dieser Schrift beschwört der Wiener Autor den Geist Eugens von Savoyen auf; 250 Jahre zuvor sei Europa auch ein Brandherd gewesen, einem Mann aber sei es gelungen, „der Landkarte Europas für ein Jahrhundert eine genaue Zeichnung zu geben.“²² Er zählt des Feldmarschalls Siege auf, nennt also u.a. die Errungenschaften bei Bayern und Turin und die Siege von Zenta und Belgrad. Es fallen in dem Aufsatz Namen wie Cäsar, Hannibal, Napoleon und Alexander, Österreich sei „das Reich des Friedens, und es wurde im Kampfe geboren.“²³ Wider die Übel seiner Zeit, die da geringes Pflichtgefühl, Zerstreuung, Gedankenlosigkeit und Trägheit heißen, habe Prinz Eugen es geschafft, 39 Jahre lang Krieg zu führen. Den Leiden des Krieges – Verwundete, Tote, Seuchen, zerstörte Dörfer, Hunger – habe der Strategie erfolgreich getrotzt. Im allerletzten Absatz wird dann der Ruf nach der Wiederkehr eines solchen Mannes im Jahre 1914 laut: „Dies Österreich ist ein Gebilde des Geistes, und immer wieder will eine neidische Gewalt es zurückreißen ins Chaos; unsäglich viel aber vermag ein Mann, und immer wieder, im gemessenen Abstand, ruft ja die Vorstellung den Mann herbei, von dem das Gewaltige verlangt wird und der dem Gewaltigen gewachsen ist.“²⁴

Aber war es jener Aufsatz, der Auslöser dafür war, dass Kraus Hofmannsthal in die „Letzten Tage ...“ aufnahm? Nicht ausschließlich. Wie Weigel berichtet, schwieg Kraus zunächst auch zur Brief-Affäre. Ihm war durchaus bewusst, dass Hofmannsthal nichts für die Unverschämtheiten Bahrs konnte.²⁵ Zwei andere Unternehmungen des Dichters bewirkten, dass sich Kraus genötigt sah, „Loris“²⁶ zu erwähnen. Hier ist jene Stelle in Szene 19 von Bedeutung, die bereits zitiert wurde, und in welcher der Zyniker zu Wort kommt: „Wirst wieder deinen Hindenburg-Vortrag halten?“²⁷ Diesen Vortrag nämlich hielt Hofmannsthal tatsächlich. In Berlin fand er lobende Worte für Hindenburgs Marsch nach Warschau. Den Krieg gegen Italien nannte Hofmannsthal dabei „unseren Krieg.“ Und 1916 zog es ihn dann

²¹ In: Hofmannsthal, Hugo von: Reden und Aufsätze II. 1914 – 1924. Fischer, Frankfurt am Main 1979.

²² Ebenda. Seite 378.

²³ Ebenda. Seite 377.

²⁴ Ebenda. Seite 383.

²⁵ Weigel: Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Seite 178 f.

²⁶ Pseudonym Hofmannsthals zu Schulzeiten.

²⁷ Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 147.

auch nach Warschau, wo er einen weiteren Vortrag – „Österreich im Spiegel seiner Dichtung“ – hielt.²⁸

Hier werden wieder Geister gerufen; diesmal nicht etwa Prinz Eugen, sondern zunächst Haydn, Mozart und Schubert, dann Grillparzer, Raimund und Anzenberger. Zunächst spricht Hoffmannsthal von den Besonderheiten der österreichischen Musik und Literatur. Er hebt noch Rosegger und Nestroy positiv hervor und äußert, dass ihm bei der deutschen Literatur der Humor fehlt. Angepriesen wird noch die zum Dichten inspirierende Landschaft Österreichs. Erst gegen Ausatzende wird Hoffmannsthal politisch. Zunächst aber nicht sehr konkret, wenn es etwa heißt: „Die Poesie und die Taten sind die beiden Elemente, in welchen der innerste Gehalt einer Gemeinschaft sich auswirkt.“²⁹ Wenig später lässt er den Leser bzw. Zuhörer genauestens wissen, wovon die Rede ist, wenn er von der Gemeinschaft spricht: „Unsere Zugehörigkeit zu Österreich, unsere kulturelle Zugehörigkeit zum deutschen Gesamtwesen müssen wir uns zu erhalten wissen in der furchtbaren und kritischen kulturellen und politischen Situation, in welcher wir uns befinden.“³⁰ In seiner Kulturdefinition hat auch das Militärische Platz, Politik funktioniere ohne Vaterlandsglaube nicht, und über den Krieg heißt es gar, er sei „die größte, unbedingste, innerste, lauterste Kraft“.³¹

Dass die Kriegsbegeisterung eines Ottokar Kernstocks etwa nicht gleichzusetzen ist mit den Ideen des „praktischen Austriaismus“³² Hofmannsthals steht außer Frage. Letztgenannter protestierte auch gegen Kriegskarten und verurteilte den Boykott fremder Sprachen.³³ Kraus aber enttäuschte er dennoch. Und wie ein Fackel-Kommentar belegt, stieß sich dieser besonders an Hofmannsthals Verknüpfung der Begriffe „Dichtung“ und „Militarismus“.³⁴

„Betrachten wir die neuere österreichische Dichtung als ein Ganzes, so wird das gleiche Bild entgegentreten, das von den militärischen Leistungen der durch historisches Schicksal zu einer Einheit verknüpften österreichischen Länder gegeben wird.“³⁵ sagte Hofmannsthal noch und sicherte sich damit auch sein Vorkommen in den „Letzten Tagen...“ und der Fackel-Ausgabe des 9. April 1916.

²⁸ Weigel: Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Seite 179.

²⁹ Österreich im Spiegel seiner Dichtung. In: Hofmannsthal, Hugo von: Reden und Aufsätze II. 1914 – 1924. Seite 20.

³⁰ Ebenda. Seite 22.

³¹ Ebenda. Seite 24.

³² Volke: Hofmannsthal. Seite 145.

³³ Ebenda. Seite 142.

³⁴ Fackel Nr. 431-436, 2. August 1916, S. 96.

³⁵ Weigel: Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Seite 179.

2.4.Symbolismus und Kaffeehausdekadenz

Wieso aber findet sich in Szene 19 auch der Name Baudelaire? Die biographischen Daten, die zu Andrian- Werburg vorliegen, weisen auf kein Werk *über* Baudelaire hin. Welche Schrift meinte Kraus dann, wenn er Werburg in den „Letzten Tagen...“ enthusiastisch von Baudelaire sprechen lässt? Leopold Andrians bekannteste Erzählung ist „Der Garten der Erkenntnis“, den Kraus als „Kindergarten der Unerkenntnis“ verunglimpfte. Von diesem Werk heißt es bei Kriegleder, es wäre erkennbar, dass symbolistische Verfahren angewendet wurden.³⁶ Symbolismus ist nun das Stichwort: dessen Vertreter nämlich sahen in Charles Baudelaire einen ihrer Vorläufer. Dann war er wohl auch Vorbild für Leopold Andrian.

Diese Herleitung mag seine Richtigkeit haben, wiegleich sie falsch sein kann, ohne Zweifel aber war Baudelaire Wegbereiter für die literarische europäische Moderne.³⁷ Wer mitunter die bekanntesten Vertreter der Wiener Moderne sind, ist rasch aufgelistet: Felix Salten, Altenberg, Beer-Hoffmann, Schnitzler Hofmannsthal, Andrian und Hermann Bahr.³⁸ Mit diesen Namen bereits vertraut, reicht eine oberflächliche Beschäftigung mit der Vita Karl Kraus, um zu erfahren, dass er an diesen Herren nicht nur ihrer schriftlichen Teilnahme am 1. Weltkrieg wegen Anstoß fand, sondern auch eine tiefe Abneigung gegen ihre von der europäischen *Décadence* geprägten Literatur³⁹ empfand: „Ich hasse und hasste diese falsche, erlogene „Decadence“, die ewig mit sich selbst kokettiert; ich bekämpfe und werde immer bekämpfen: die posierte, krankhafte, onanierte Poesie!“⁴⁰ Es lässt sich also sagen, dass Kraus mit dem Namen Baudelaire einen Literaturbegriff bzw. –geschmack assoziierte, der ihm kein bisschen gefiel. *Kaffeehausdekadenzmoderne* nannte er einmal die Wiener Literaten, in Anspielung darauf, dass sich Bahr, Dörmann, Salten und andere Autoren, die dem Realismus und dem Naturalismus nichts mehr abgewinnen konnten, häufig im Café Griensteidl trafen. Dort, wo Kraus in jungen Jahren selbst gern aufgetaucht ist.⁴¹ Dem missfiel auch diese Verbrüderung. Die Szene 19 legt eben exemplarisch auch die Freundschaft zwischen den Autoren offen. Listet man die Namen jener auf, die sich zur Jahrhundertwende im Griensteidl aufhielten, und nachher jene, die während des Krieges für die Presse tätig waren, so wird es eine gar nicht kleine Schnittmenge geben. Eine positive Ausnahme wäre hier wohl Arthur

³⁶ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Seite 287.

³⁷ Müller-Funk, Wolfgang: Abfall und Niedergang: Der Diskurs der Dekadenz. In: *Lichtungen*, 144/XXXVI. Jg./2015, Graz. Seite 154-163.

³⁸ Kriegleder,; Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Seite 284.

³⁹ Ebenda.

⁴⁰ Rothe, Friedrich: Karl Kraus. Die Biographie. Piper, München 2003. Seite 78f.

⁴¹ Schick, Paul: Karl Kraus. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1965. Seite 34.

Schnitzler, weil er, was ihm Kraus hoch anrechnete, zu den meisten Kriegsgeschehnissen schwieg, und selbst er kommt ob des Faktes zu einer bestimmten Generation von Autoren mit bestimmen Idealen gehört zu haben nicht ohne Schelte des Satirikers weg, wie beispielsweise der Witz in der Einleitung belegt.⁴²

3. Gesungene Kriegsberichte

Ganz anders als Hofmannsthal wird Alexander Roda Roda karikiert. Der 1872 in Mähren geborene Autor⁴³ hat seinen großen Auftritt in der 15. Szene des zweiten Aktes gemeinsam mit dem Lokalreporter Hirsch. Beide waren sie *tatsächlich* für die „Neue Freie Presse“ tätig, beide werden sie von Kraus aber nicht zitiert. Die Worte, die in der hier besprochenen Szene fallen, sind in den Mund gelegt, und wengleich auch hier die Figuren aufgrund ihrer Namen sofort als reale Persönlichkeiten erkennbar sind, sind die Poeme, die sie vorsingen, vom Autor der „Letzten Tage...“ erdichtet. Kraus hat sich das *wie* ausgedacht, *worüber* er die beiden Figuren aber sprechen bzw. singen lässt, dafür verantwortlich sind Roda Roda und Hirsch selbst. Aber bleiben wir einstweilen bei den Fakten innerhalb des Textes.

Wir befinden uns im "Bureauzimmer bei einem Kommando"⁴⁴; Hirsch singt zu einer Melodie aus Raimunds "Verschwender" von seiner sorglosen Zeit im Krieg. Was auch geschähe, zum Militär müsse er nicht. Weil das Weilen sowohl im Schützengraben als auch im Hinterland zu ereignislos ist, hat er sich für den Dienst im Kriegspressequartier gemeldet. Von dort aus, so sinngemäß die Worte, könne er die Schlachten mit seinen Worten lenken, der Feind ergreife nämlich die Flucht, sobald er die Feder ansetzt. Und insofern ihn nicht eine verirrte Kugel treffe, kann er hier - im KPQ - gut weiter vom Kriegsgeschäft leben.

Kraus zeichnet Hirsch also als einen Charakter, den neben der Sensationslust die Geschäftemacherei ins KPQ treibt. Der Gang an die Front bleibt ihm aber wohl vor allem aufgrund nützlicher Beziehungen erspart ("Wär ich noch so grad gewachsen, / Müßt ich nicht zum Militär."⁴⁵).

Ähnlich der Auftritt Roda Rodas, dessen Gesang durch die Melodie von "O Tannenbaum" untermalt wird. Anstelle der Tanne wird aber des Rosenbaums Dasein besungen. Mit dem Wissen um Roda Rodas ursprünglichen Namen *Rosenfeld* hat man genügend Information, den Großteil der zehn Strophen zu verstehen, auch wenn man mit der Biographie des Alexander

⁴² Zeyringer und Gollner: Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650. Seite 363

⁴³ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Seite 278.

⁴⁴ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 271.

⁴⁵ Ebenda.

Friedrich Rosenfeld nicht vertraut ist. Die Figur Roda-Roda verrät ohnehin selbst, welche Tätigkeiten ihr Lebensexistenz und Zeitvertreib sind; nicht anders als Hirsch wollte er nicht im Hinterland bleiben, sondern "im" Krieg vom Krieg berichten. Er war nicht nur hier und dort, er kennt auch allerlei Leute. Auch er ist bereit, eine Niederlage in einen Sieg umzuschreiben. Der Krieg ist ihm Abenteuer und Möglichkeit, Ruhm zu erlangen ("Und mache Weltgeschichte"⁴⁶), vor allem aber Gelegenheit, der Langeweile zu entfliehen ("Zum Zeitvertreib / Mir errichtet sind / Die schönsten Schützengräben"⁴⁷).

Soweit die "Selbstbeschreibungen" der Figuren, deren ironischer Anteil kein geringer ist. Man braucht die Anführungszeichen hier zur Hilfestellung, denn es ist nicht anzunehmen, dass sich ein Roda Roda selbst so beschrieb, wie es die ihm nachempfundene Figur in Szene 15 tut. Wichtig ist nun, zu klären, wie viel historische Wahrheit in der Figur Roda-Roda steckt. Anders formuliert: welche Anlässe fand Kraus für seine Wortwahl im "Rosenbaum-Lied"?

3.1. Der Eifrige

Wie bereits erwähnt ist Roda-Roda ein Pseudonym; der in Mähren geborene Autor entschied sich 1899 für die Namensänderung, bereits 1892 konvertierte er vom Judentum zum Katholizismus. Dies aus beruflichen Gründen: die Zugehörigkeit zum mosaischen Glauben erschwerte das Erlangen des Offizierstitels.⁴⁸ Dies erklärt den Seitenhieb, mit dem Kraus sein Poem eröffnet und abschließt. Der Rosenbaum ist also niemand geringerer als Roda-Roda selbst.

Während der Tannenbaum im allbekanntesten Weihnachtslied treue Blätter trägt (wir wollen nicht näher darauf eingehen, dass er eigentlich ein Nadelbaum ist), vertritt der Rosenbaum „die schönsten Blätter“⁴⁹. Hier macht sich Kraus die Mehrfachbedeutung des Wortes „Blatt“ zu nutzen. Gemeint ist natürlich das Zeitungsblatt. Ein Protokoll des Kriegspressequartiers führt an, dass Roda-Roda für die *Neue Freie Presse*, die *Berliner Illustrierte Zeitung*, die *Vossische Zeitung*, den *Pester Lloyd* und die *Union Stuttgart* berichten sollte.⁵⁰ 746 Texte (Feuilletons, Telegramme, Berichte) schrieb er allein für die *Neue Freie Presse*.⁵¹

⁴⁶ Ebenda. Seite 273.

⁴⁷ Ebenda. Seite 272.

⁴⁸ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 180.

⁴⁹ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 272.

⁵⁰ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 185.

⁵¹ Ebenda. Seite 190.

Roda Rodas (Über-)Eifer, von möglichst vielen Schlachten zu berichten, drückt sich in den „Letzten Tagen...“ wohl am deutlichsten in folgenden Zeilen aus: „Für meine Schlachtberichte / Spring ich von der / zu jener Front.“ Tatsächlich taucht er im Krieg immer wieder dort auf, wo gerade österreichische Truppen stationiert sind. Einen Eindruck, wie groß die Entfernungen waren, die er zurückgelegt hat, liefert ein Einblick in eines seiner eigenen Werke: „Von Krakau bis zu den Rokitosümpfen – in der Bukowina, in Rumänien, der Bulgarei, in Montenegro, am Isonzo, in Kärnten, im Trentino. 1915 ritt ich vom Bug tief nach Wolhynien und zurück; von der Sawe nach Makedonien und zurück (...)“⁵² Wenn Kraus den von ihm verschmähten Autor also singen lässt „Heut bin ich in / Der Weichselschlacht / Und morgen am Isonzo.“⁵³, dann übertreibt er hier allerhöchstens in Bezug auf die Schnelligkeit des Ortswechsels.

Über die Präposition „in“ sollten wir allerdings nachdenken. War er tatsächlich in den Schlachten, also mittendrin statt nur dabei? Es heißt, er wäre das ein oder andere Risiko eingegangen, um nah als möglich an das Kriegsgeschehen heranzukommen.⁵⁴ Die Berichte von den Schlachten aber, die er seiner Leserschaft hernach lieferte, waren ebenso Propagandatexte, wie es jene seiner berühmten Kollegen im KPQ waren. Die neunte Strophe des „Rosenbaum-Lieds“ lautet ja wie folgt: „Der Brigadier / Er meldet mir, / Der Feind wird Schläge kriegen. / Doch werden wir / Geschlagen hier / So laß ich einfach siegen.“⁵⁵ Ohne Frage keine derbe Unterstellung Karl Kraus´, sondern Realität im Kriegsprescribedienst. Man musste zur Lüge bereit sein, um dort reüssieren zu können. Von Augenzeugenberichten sollte auch nicht gesprochen werden – die Front war für den Berichterstatter eigentlich Tabuzone. Niemand sollte militärstrategische Informationen ausplaudern können. Nur in Ausnahmefällen durfte man einen Offizier begleiten.⁵⁶ Das Kraus davon wusste, ist anzunehmen. Ein Satz wie jener „Ich seh mir alles/ Selber an, / Dann kann ich alles wissen.“⁵⁷ ist also ironiegetränkt, und darf wohl als Kraus´ Hinweis auf den Umstand dienen, dass kaum einer, der aus dem KPQ vom Krieg berichtete, exakt wusste, was sich *im* Krieg, soll hier *auf dem Schlachtfeld* heißen, abspielte. Und selbst wenn er es wusste, er *musste* es hernach „schönfärben“.

⁵² Roda Roda, Alexander: Roda Rodas Roman. München 1925, Seite 600.

⁵³ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 273.

⁵⁴ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 187.

⁵⁵ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 273.

⁵⁶ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 187

⁵⁷ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 272.

3.2. Skandale

Roda Roda verdiente mit der Kriegsberichterstattung also sein täglich Brot.⁵⁸ Offenbar gefiel ihm sein Dasein als „Reisejournalist“ auch. Des Weiteren zeigt ein Blick in seine Biographie, dass er gleich nach dem Studium der Rechtswissenschaften eine militärische Laufbahn einschlug.⁵⁹ Falsch wäre aber die Schlussfolgerung, der 1945 im New Yorker Exil gestorbene Satiriker wäre ein Vorzeigangestellter gewesen und hätte eine sogenannte Bilderbuchkarriere hingelegt. 1907 wurde ihm der Offizierstitel aberkannt. Grund dafür: seine satirische Schriften. 1909 der nächste Skandal – die Schnurre „Der Feldherrnhügel“ wird, weil sie von Seiten der Armee als Verspottung des deutsch-österreichischen Militärs aufgefasst wird, verboten.⁶⁰ Auf diese Entlassung ging nun auch Kraus in seinem Gedicht ein. Es ist die sechste Strophe, in der Roda Roda singt: „Einst hat man doch / Mir a.D. gesagt / Das sollte eine Schand´ sein. / Jetzt wird nur noch / Nach mir gefragt, / Denn alle wollen genannt sein.“⁶¹ Der Krieg und der Kriegspresdienst als Möglichkeit, den eigenen Bekanntheitsgrad zu steigern. Man werfe einen Blick auf die die Szene abschließende Stimme; Roda Roda singt nicht mehr, er ruft. Lautstark ist seine Beschwerde über einen Oberst, der ihm den Passierschein für ein Fort in Przemysl verweigert hat: „Er scheint nicht gewusst zu haben, wer ich bin. Das entschuldigt ihn nicht, im Gegenteil.“⁶² Ob dieser unerfreuliche Zwischenfall tatsächlich stattgefunden hat, ließ sich nicht herausfinden. Man braucht aber nur einen Blick in „Roda Rodas Roman“ werfen, um vergewissert zu bekommen, dass der „Mark Twain der Donauländer“⁶³ Genüssliches am Krieg zu entdecken vermochte und seinen hohen Status durchaus schätzte.

3.3. Erstens, zweitens, drittens, viertens ...

Nicht unbedeutend ist der Hinweis auf die musikalische Untermalung der beiden Auftritte. Den Gesang des Lokalreporters Hirsch begleitet, wie gesagt, eine Melodie aus dem „Verschwender“. Aus Raimunds Zaubermärchen, in dem Julius Flottwell, zunächst ein reicher Mann, der ob seiner Spiellust zum Bettler wird, bei dem in ärmlichen Verhältnissen lebenden Tischler Valentin unterkommt⁶⁴, leiht sich Karl Kraus den Anfang des sechsten Aktes. Hier singt Valentin: „Heissa lustig ohne Sorgen / Leb ich in den Tag hinein, / Niemand braucht mir

⁵⁸ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 187.

⁵⁹ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Seite 278.

⁶⁰ Ebenda.

⁶¹ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 273.

⁶² Ebenda: Seite 273 f.

⁶³ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 184.

⁶⁴ Zeyringer und Gollner: Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650. Seite 194 f.

was zu borgen, / Schöns ists, ein Bedienter z'sein.“⁶⁵ Und danach zählt er auf, weshalb er ein unbeschwertes Leben führen kann; erstens sei er optisch gut geraten; zweitens lebe er bescheiden; drittens könne er gut singen; viertens beherrsche er das Lesen, das Schreiben, das Rechnen, und hätte einen passablen Beruf; und da ihm fünftens, sechstens, siebentes, achtens nichts mehr einfallt, müsse das Lied nun zu Ende sein. Valentin mag ein einfältiger Charakter sein, aber er transportiert die Philosophie des Stücks: Glückliches heißt nichts haben und auch nicht viel wollen.⁶⁶ Hirsch, in den „Letzten Tagen...“, pfeift zwar dieselbe Melodie wie Valentin, seine Unbekümmertheit aber hat andere Gründe; er muss nicht zum Militär, darf einer leichten Journalistentätigkeit im KPQ nachgehen, kann am Papier bestimmen, wie die Schlacht ausgeht, Stimmung gegen die Feinde machen, und all dies nicht zu seinem finanziellen Schaden. Vereinfacht lässt sich sagen: dem Valentin geht es gut wegen seiner Bescheidenheit, dem Hirsch ob seiner Unverschämtheit und Bereitschaft zur Lüge.

3.4. Anekdotenhumor

Es ist schon erwähnt worden: Roda Roda würde sich vermutlich nicht so beschreiben, wie ihn Kraus in den „Letzten Tagen...“ zeichnet. Sein Auftritt in Szene 15 hat etwas von *freiwilliger Komik*. Bei Bahr, Hofmannsthal, später auch bei Hans Müller, wirkt diese eher *unfreiwillig*. Sie haben etwas gesagt, was aus des Lesers Perspektive mit dem nötigen Hintergrundwissen, lächerlich wirkt. Hier hingegen entsteht der Eindruck, Kraus hätte Roda-Roda ganz bewusst als einen Typen gezeichnet, der sich gerne mit Lustigem und Heiterem in den Mittelpunkt stellt. Dieser Gedankengang erklärt sich mit der Meinung, die sich Kraus schon vor dem Krieg über Roda Roda gebildet hatte. Für Kraus, den Roda Roda einmal einen „Kläffer“ genannt hat, war das, was der Kontrahent tat, „deutscher Anekdotenhumor.“⁶⁷ Hier ist nicht Ort und Stelle, Alexander Friedrich Rosenfeld einem bestimmten literarischen Genre zuzuordnen, erwähnt sei aber, dass er im Bereich des Kabarets erfolgreich unterwegs. Kraus nahm ihn in gewisser Hinsicht offensichtlich als Spaßvogel war, was erklärt, warum die ihm nachempfundene Figur den Kriegsbericht zur Melodie von *O Tannenbaum* singt.

4. Der Pfarrer und sein Publikum

In der 32. Szene im dritten Akt treffen zwei Kernstock-Verehrer auf den von ihnen verehrten Dichter, wobei das Verb „aufeinandertreffen“ nur insofern passend ist, als erst genannte am selben Ort wie der Verehrte weilen: im steierischen Wald. Kommuniziert wird zwischen den

⁶⁵ <http://gutenberg.spiegel.de/buch/der-verschwender-4669/3>. Letzter Zugriff am 24.1.2015.

⁶⁶ Zeyringer und Gollner: Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650. Seite 195.

⁶⁷ Weigel: Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Seite 142 f.

beiden Lesern Kernstocks und dem „Pfarrherr von der Festenburg“ nicht. Die Kenner seines Wortes beobachten den und lauschen dem Poeten, der, in einer Klausur sitzend, Gedichte murmelt, ehe er, überwältigt von den eigenen literarischen Erzeugnissen, den folgenden Sechszeler von sich gibt:

„Steirische Holzer, holzt mir gut
Mit Büchsenkolben die Serbenbrut!
Steirische Jäger, trifft mir glatt
Den russischen Zottelbären aufs Blatt!
Steirische Winzer, preßt mir fein
Aus Welschlandfrüchten blutroten Wein!“⁶⁸

Die Kernstock-Verehrer, wiewohl schon bekannt mit diesem Gedicht, zeigen sich begeistert und wollen die Gelegenheit nutzen, „ihren“ Autor um eine Signatur ihrer Stammbücher zu bitten.

Es ist bestimmt nicht allein das eben zitierte Kriegsgedicht Kernstocks, das Kraus genügend Material bot, diese Szene zu schreiben. Man wird bei genauer Analyse derselben mehrere Anklagepunkte erkennen, deren einer zweifelsohne die zum Kampfe auffordernde Lyrik des 1848 geborenen katholischen Priesters ist.⁶⁹ Sie allein reicht eigentlich als Erklärung dafür, warum Kernstock bei Zeyringer und Gollner als aggressiv-rassistischer Dichter beschrieben wird.⁷⁰ Dass der Aufruf an die steirischen Landsleute nicht ein „Ausrutscher“ in einem sonst von pazifistischen Ideen durchzogenen Gesamtwerk ist, wird sich auch noch zeigen. Hier entscheidet sich Ottokar Kernstock für Endreime, die als einfache Reime bestimmt werden dürfen. Das aber wird Kraus kein Dorn im Auge gewesen sein. Der Sechszeler ist ein Aufruf zu den Waffen, wenngleich diese hier keine Maschinengewehre, sondern Äxte, Weinpressen und Jagdgewehre sind. Und die, die zu den Waffen greifen sollen, sind keine Berufssoldaten, sondern Jäger, Holzer und Weinbauern. Der sogenannte einfache Mann, der mit in den Krieg gezogen ist, kann sich angesprochen fühlen, aber auch der, welcher in der Heimat geblieben ist und diese, wie das Gedicht suggeriert, vor dem eindringenden Feind zu sichern hat. Der Feind, das sind hier die Mächte Russland, Italien, Frankreich und Serbien, die Kernstock auf keinem intellektuellen Weg zu beleidigen sucht. Er bemüht gar keine Umschreibungen, nennt die Nationen beim Namen, wichtig ist ihm auch, dass die Handwerker steirisch sind. Die

⁶⁸ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 379.

⁶⁹ Kriegleder: eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Seite 311

⁷⁰ Zeyringer und Gollner: Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650. Seite 22

Verse, wenn man Zeyringers Beschreibung der Kriegsliteratur Felix Dörmanns ausleihen darf, „morden im Wort“.⁷¹ Hier kann man wohl auch von einem gewissen Lokalpatriotismus sprechen, angesichts der Tatsache, dass im 1. Weltkrieg Nationen bzw. Nationenbünde gegeneinander kämpften, und nicht etwa die Steiermark ein eigenes Heer in die Schlachten schickte. Das Gedicht ist ein Appell, in einen Krieg zu ziehen, der aus rein steirischer Sicht in Anbetracht der zahlenmäßigen Überlegenheit des Feindes (russische, italienische, serbische, französische Soldaten) gar nicht gewonnen werden kann. Es schwingt also ein „Opfere dich für deine Region und dein Volk!“ mit. Somit wirkt der Begriff „Blutpatriotismus“ auch nicht weit hergeholt.

4.1. Kein Kriegsverherrlicher als Pädagoge

Was tat Kraus nun mit dem Lied von den steirischen Holzern? Er stellte ihm ein weiteres Kernstock-Gedicht, *Das Gebet der Hunnenschlacht*, gegenüber, das zwar nicht den Weltkrieg „thematisiert“, aber mit der Hunnenschlacht wieder den Krieg zum Inhalt hat, außerdem des Dichters Interesse an religiösen Stoffen andeutet. Es heißt hier etwa: „O Herr, der uns am Kreuz erlöst, / Erlös' uns von der Hunnenpest! / Kyrie eleison!“⁷² Abgeschlossen wird das Gedicht durch folgende Verse: „Da winkte Gott – der Rächer kam, / Das Racheschwert zu zücken / Und, was dem Schwert entrann, im Schlamm / Der Sümpfe zu ersticken.“⁷³ Ein katholischer Gott ist das, der Rache nehmen will an Attila und seinen Hunnen. Wie auch bei den „steirischen Holzern“ wird hier der angeblich gerechte Todschatz zelebriert. Hier ist nicht der Ort, die Hunnenschlacht oder die Völkerwanderung zu betrachten, aber schon eine knappe Beschäftigung mit dem lyrischen Oeuvre Kernstocks reicht aus, festzustellen, dass in diesem Kriegsliteratur nicht zu kurz kam. Besonders stolz zeigt sich der Dichter auch, dass seine Vorfahren Waffenschmiede und Hammermeister waren.⁷⁴ Und ausgerechnet dieser Mann, dessen Worte Gewalt schüren wollen, sollte 1916 nach einem Ruf des ÖVP Politikers Leopold Kunschak Lehrer der Poetik am Wiener Pädagogium werden?⁷⁵ Kraus musste intervenieren. Und er tat dies, indem er die Bestellung des „Sängers von der Festenburg“ nach Wien in der „Fackel“ zum Thema machte. Der Glosse „Kernstock der Jugend!“⁷⁶ ist der szenischen Darstellung in den „Letzten Tagen...“ dann auch sehr ähnlich. Im Drama kommen

⁷¹ Ebenda. Seite 361.

⁷² Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 378.

⁷³ Ebenda. Seite 379.

⁷⁴ Rainer, Rudolf (Hg.): Gedichte von Ottokar Kernstock dem Sängers auf der Festenburg. Imago, Graz 1968. Seite VII.

⁷⁵ Ebenda. Seite XI.

⁷⁶ Fischer, Heinrich (Hg.): Karl Kraus. Widerschein der Fackel. 2. Auflage. Kösel, München 1956. Seite 217.

die beiden Kernstock-Verehrer hinzu, die Zeitschrift kam ohne den Dialog aus. Zur Welt gebracht hat nahezu all die Worte, die die Kernstock-Verehrer in Szene 32 sprechen, wer anderer: ein Journalist der *Reichspost*. Und der empfand wie folgt: „Kein Wunder, daß er die Berufung nach Wien angenommen hat. Geadelt durch seinen Priesterberuf, muß er auch als Mensch die allertiefste und nachhaltigste Wirkung auf seine jugendlichen Zuhörer gehabt haben.“⁷⁷Tatsächlich aber kam es nie zu dieser Professur. Möchte man dem Kernstock-Liebhaber Rudolf Rainer Glauben schenken, lag dies an denen „durch die lange Kriegsdauer erschwerten Lebensbedingungen in Wien“⁷⁸ und nicht etwa an der öffentlichen Kritik Karl Kraus’.

4.2.Kritik am Schreiber und am Leser

Diese angestrebte Dozentur aber wird in den „Letzten Tagen ...“ nur in einem Satz erwähnt. Vordergründig: jenes Loblied, das die Kernstock-Verehrer auf ihren Dichter halten und das – wie bereits erwähnt – der Huldigung in der *Reichspost* entnommen ist. Es heißt hier wie dort „Fürwahr, der Pfarrherr von der Festenburg ist ein Mann, der mit feuriger, begnadeter Zunge alle lebendigen Schönheiten der Gotteswelt zu preisen versteht.“⁷⁹ Oder: „Alle seine Hörer werden, entflammt an seiner Flamme, das Empfangene dereinst als Lehrer tausendfältig weitergeben und in die Herzen einer neuen Jugend wird versenkt werden, was dieser eine Mann auf seiner waldumrauschten, einsamen Burg in jahrzehntelanger Arbeit ergründete.“⁸⁰ Liest man nun erneut das *Lied von den steirischen Holzern* oder das *Gebet zur Hunnenschlacht*, wird man Karl Kraus Verwunderung über und Häme gegen die Laudatio auf Kernstock wohl nachvollziehen können. „Alle lebendige Schönheit“ kann viel sein; sehr lebendig ist ein im Schlamm der Sümpfe, dem Racheschwert gerade noch entkommener Hunne jedoch nicht. Ob er schön ist, das mag ihm Anblick des Betrachters liegen. Selbiges gilt für die *geholzte Serbenbrut* oder den *glatt getroffenen russischen Zottelbären*. Deshalb also die Gegenüberstellung der Worte des *Reichspost*-Redakteurs und der Kernstock-Gedichte in den „Letzten Tagen...“ – um aufzuzeigen, wie geschmackslos die Hymne auf einen Lyriker ist, der zum Morden aufruft, und für welchen Stil in der Kriegszeit von manchen Zeitungen geworben wurde.

Aber nicht nur der Verfasser des Artikels wird dadurch, dass ihn die Kernstock-Verehrer zitieren, zum Thema der Kritik. Die Verehrer selbst werden, weil sie die Worte des

⁷⁷ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 378.

⁷⁸ Rudolf: Gedichte von Ottokar Kernstock. Seite XI.

⁷⁹ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 378.

⁸⁰ Ebenda.

„Reichspost“ Journalisten wortwörtlich übernehmen, als Typen beschrieben, die, das was sie in der Tageszeitung lesen, nicht nur nicht anprangern, sondern gar nicht einmal hinterfragen. Sie bilden sich keine eigene Meinung zu Literatur und Politik, sie – salopp formuliert – schlucken, was ihnen das Blatt serviert. Propaganda funktioniert, wo wenig Kritikfähigkeit vorhanden. Die Kernstock – Verehrer sind also die Reichspostleser schlechthin. Dass sie, im Übrigen, mit ihren Stammbüchern unterwegs sind, begründet sich auch mit einer Vorliebe des Priesters. Das nämlich tat Kernstock wirklich gerne – Aphorismen in die Stammbücher seiner Leser platzieren.⁸¹

4.3.Festenburg und Rosegger

Dass die Szene ausgerechnet im steirischen Wald spielt, hängt nicht unbedingt mit Kernstocks Geburtsort Marburg an der Drau zusammen, sondern viel mehr mit dem Wohn- und Schaffensort des Priesters und Dichters. Die Rede ist von der Festenburg in der Gemeinde Sankt Lorenz am Wechsel. Der Gedanke, man hätte auf ihr Schlachten gefochten, um die Heimat zu verteidigen, ist nicht so abwegig, orientiert man sich an Kernstocks Lyrik. Was für ein Ort des Dichters Wirkungsstätte aber war, beschreibt uns Rainer Rudolf:

„Auf der Festenburg, in dem weltfernen, waldumrauschten Felsennest, das aus dem 14.Jahrhundert stammt und im 18.Jahrhundert unter Propst Philipp Leisl zu einer Art Gralsburg umgebaut wurde, fand sich Kernstock (...) am Ziel seiner Wünsche. Ist doch die Burg mit der Pfarrkirche und den prachtvollen Fresken Hackhofers ein stimmungsvoller Ort, der zu beschaulicher Ruhe und innerer Einkehr und schwärmerischen Träumen einlädt. Hier ist das Zwingergärtlein, ein reizender kleiner Burggarten, den der Dichter selbst angelegt hat, ein wahrhaft poetisches Plätzchen mit einer prächtigen Aussicht.“⁸²

Kernstock weilt also im selbst angelegten Klostergarten, von wo aus er – schreibend – seine Landsmänner zum Töten und Sterben in den Krieg schickt. Weiß man, wie übel es Kraus fand, wenn seine im KPQ sitzenden Schriftstellerkollegen vorgaben, zu wissen, wie es ist in der Schlacht zu kämpfen, so muss die Abneigung gegen Kernstocks Worte, die im wahrsten Sinne des Wortes weit ab vom Schuss entstanden, erst recht groß gewesen sein.

Kernstock schlägt in die gleiche Kerbe wie Peter Rosegger, auch kein Mitglied des Kriegsarchivs. Dieser war auch in der Steiermark zu Hause und trug zum Krieg Sprüche wie diesen bei: „Je mehr der Stahl geglutet, / Je besser ist das Schwert. / Je mehr ein Herz geblutet. / Je größer ist sein Wert.“⁸³ Blutpatriotismus von denen also, die nie geblutet haben.

⁸¹ Siehe auch: Rudolf: Gedichte von Kernstock. Seite 193.

⁸² Rudolf: Gedichte von Ottokar Kernstock. Seite X.

⁸³ Hamann, Brigitte: Der erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bildern und Texten. Piper, München 2008. Seite 280.

Und wengleich Rosegger katholizismuskritisch war, fanden er und Kernstock, die befreundet waren, auch auf künstlerischer Ebene zusammen: 1916 veröffentlichten sie gemeinsam den Band „Steirischer Waffensegen“ mit chauvinistischer Kriegslyrik.⁸⁴

5. Das Messer und die Wahrheit

Die Dichter Strobl und Ertl führen in der 5. Szene im 4. Akt ein Gespräch. Wo wird nicht angegeben. Strobl träumt von einer romantischen Landschaft, wie sie etwa in einem Sommernachtsgedicht von Eichendorff beschrieben werden könnte. Aus dem Tagtraum holt ihn eine Erinnerung; er berichtet von einem Fähnrich, der, ein Taschenmesser an ein Stück Fleisch ansetzend, erzählt habe: „Mit diesem Messer hab ich ein paar Katzelmachern den Hals abgeschnitten!“⁸⁵ Der Dichter Ertl ist von Strobels Erzählung angetan. Allerdings nur kurz. Es kommt ihm schnell ein eigener Gedanke, jener, die siebente Kriegsanleihe auf den Namen „Wahrheitsanleihe“ zu taufen. Strobl möchte wissen, warum. Was Ertl antwortet, ehe sich die Wege der Dichter trennen, sei am besten wortwörtlich wiedergegeben:

„Weil unser Sieg der Wahrheit endlich doch zu ihrem Rechte verhelfen muß und wird! Weil die Bedingung erfolgreicher Friedensverhandlungen die Wahrheit sein muß, nämlich: amtliche Richtigstellung aller Lügen und Verleumdungen, mit denen unwürdige Machthaber und Zeitungsschreiber der Ententeländer ihre eigenen Völker betrogen, vergiftet und mißleitet haben.“⁸⁶

5.1. Zwei Deutschnationale

Karl Hans Strobl und Emil Ertl mögen heute weniger Menschen bekannt sein als ein Hofmannsthal oder ein Roda Roda. Dass sie in den „Letzten Tagen...“ gemeinsam in einer Szene auftreten, ist gar nicht verwunderlich, findet man doch in den Lebensläufen einige Parallelen: beide waren sie bei „Staackmann“ unter Vertrag, beide pflegten sie eine enge Verbindung zu Peter Rosegger und beide waren sie deutschnationaler Gesinnung.⁸⁷ Vor allem missfallen hat Kraus aber wohl Strobels Rolle im Krieg – auch er war Kriegsberichterstatte.⁸⁸

5.2. Über Schweißfüße

Will man den ersten Kommentar der Figur Hans Strobl richtig einordnen, empfiehlt sich ein Blick in die Fackel-Ausgabe des Augusts 2016. „Metaphysik der Schweißfüße“ ist die

⁸⁴ <http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Kernstock%2C%20Ottokar>. Letzter Zugriff am: 24.1.2015.

⁸⁵ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 434.

⁸⁶ Ebenda.

⁸⁷ Vgl. dazu: Kriegleder: Kleine Geschichte der österreichischen Literatur.

⁸⁸ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 26.

Kolumne, die sich mit Hans Strobbs Wirken beschäftigt, betitelt. Zitiert wird darin sogleich aus einem seiner Romane. Und dieses Zitat entspricht exakt jenen Worten, welche Strobl in den „Letzten Tagen...“ zu Beginn spricht – von der Mondlichtlandschaft und dem Katzelmachermesser also. In weiterer Folge geht es in dem Exzerpt noch um die Möglichkeit, die ganze italienische Artillerie zu erschießen.

Wie antwortet Kraus nun auf die Zeilen in Strobbs Roman? Er reiht Strobl in den Dunstkreis jener Herren der Literatur, die das Kriegstreiben wohl loben und beschreiben, nicht aber miterleben müssen. Unappetitlich nennt er die Verbindung romantischer Elemente (Eichendorff) mit der Tötungslust (italienischer Artillerie) und des Lukullischen (Geselchtes). „All dies kam von den Schweißfüßen!“⁸⁹ schreibt Kraus und erklärt damit den Titel seiner Kolumne. Leute wie Strobl und Ganghofer, ja überhaupt alle Ullstein- und Staackmannverlagsautoren wünscht er abschließend in den Abort der Hölle.

5.3. Ausgeliehen

Thematisiert wird in dieser Szene auch noch die Propaganda für die Kriegsanleihen. Insgesamt wurden im Deutsch Reich neun, in Österreich-Ungarn acht Anleihen vergeben. Aber diese mussten vorbezahlt werden. Und dafür musste geworben. Hier lief die Propaganda wieder auf Hochtouren. Karten, Bilderbögen, Plakate, Zeitungsannoncen transportierten die patriotische Werbung. Um den Krieg weiter finanzieren zu können, erhöhten 1916 die Mittelmächte die Steuern.⁹⁰ Jede dieser Anleihen bedeutet also eine Erhöhung der Kosten für den Bürger und die Verlängerung des Krieges. Dass Ertl im Zusammenhang mit der Propaganda für die Weiterfinanzierung der Offensiven das Wort „Wahrheit“ gebrauchte, erzürnte Kraus auch noch Jahre nach dem Krieg. Weil jemand, der Propaganda macht, niemals das Wort „Wahrheit“ gebrauchen sollte.⁹¹

6. Zum zweiten Mal im Kriegsarchiv

Erneut ins Kriegsarchiv führt uns die 9.Szene des 3.Aktes. Ein teils herrischer, teils zum Scherzen aufgelegter Hauptmann richtet das Wort an die im Archiv angestellten Literaten. Beim Namen nennt er Werfel, Dörmann, Müller Robert; sie und die anderen Schriftsteller fordert er auf, zügig den nächsten Artikel abzuliefern. Um sie zu motivieren, erinnert er sie an ihre bisherigen journalistisch-literarischen Erfolge. Zu Wort kommen lässt er zunächst nur

⁸⁹ Vgl. dazu: Fischer: Widerschein der Fackel. Seite 202.

⁹⁰ Hamann: Der erste Weltkrieg. Seite 117.

⁹¹ Vgl. dazu: Fackel-Ausgaben aus dem Jahre 1922, in denen er immer wieder über Emil Ertls Propaganda in den Kriegsjahren schreibt.

Dörmann, der eine Kostprobe aus einem seiner Kriegsgedichte gibt. Mit Hans Müller hingegen führt er eine gar nicht knappe Unterhaltung; Müller berichtet vom Kriegsausbruch, den er in Berlin mitgemacht hätte, des Weiteren von der großen Freude, Kaiser Wilhelm die Hand geschüttelt zu haben. Er liest aus seinem Feuilleton vor, das wieder den deutschen Kaiser huldigt und mit einem Gebet für Franz Joseph und das Vaterland endet. Und plötzlich gelangt ein Schreiben ein, in dem es heißt, Hans Müller wäre aus dem Kriegsarchiv zu entlassen, um sich ganz auf das eigene Schaffen konzentrieren zu können. Der Hauptmann verabschiedet ihn pathetisch, Müller geht vor der Verwandlung mit den Worten „Auf Gedeih und Verderb!“⁹² ab.

Die hier Namenlosen sind wahrhaftig keine, deren Namen unbekannte wären. Rilke, Wildgans, Salten. Und dann noch unverschlüsselt Franz Werfel und Müller Robert. Keiner dieser Schriftsteller tritt hier als Figur in Erscheinung, alle fünf kommen sie in Szene 9 aber genauso vor wie Hans Müller und Felix Dörmann, da DER HAUPTMANN Interesse daran hegt, ihr Schaffen im Kriegsarchiv im Auge zu behalten. Es ist *das* Archiv, das seit 1801 existierte und kurz nach der Jahrhundertwende vom 1. in den 7. Bezirk verlegt wurde.⁹³ Der Schauplatz dieser Szene ist also kein anderer als jener, der in Kapitel 1 mit Hofmannsthal und Andrian zu Werburg besprochen wurde. Nur sind es nun andere Literaten, die „an frischen Wind durch die stählernen Schwingen des Doppelaars sausen“⁹⁴ lassen. Dieses Zitat, im Übrigen, stammt von Maximilian von Hoen, der dem Kriegsarchiv als Direktor vorstand.⁹⁵

6.1. Der Ohrfeiger

Den Anfang macht jener Literat, dessen Streit mit Karl Kraus darin gipfelte, dass er den Fackel-Herausgeber öffentlich ohrfeigte.⁹⁶ Die Rede ist von Felix Salten, der als Kriegs-Fuilletonist das erste Mal 1914 auf sich aufmerksam machte, als er auf das Kriegsmanifest des deutschen Kaisers mit viel Enthusiasmus reagierte.⁹⁷ Aber es ist nicht dieser Kommentar – „Es muß sein!“ –, welcher die Szene eröffnet. Der Hauptmann ruft: „Sie da, Sie arbeiten mir also die Belobungsanträge aus, als Theaterkritiker vom Fremdenblatt wird Ihnen das ja nicht schwer fallen.“⁹⁸ Für die österreichische Tageszeitung, die 1847 das erste Mal erschien, war

⁹² Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 345.

⁹³ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 23.

⁹⁴ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 338.

⁹⁵ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 34-40.

⁹⁶ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Seite 286.

⁹⁷ <http://wk1.staatsarchiv.at/propaganda-kuenstler-und-kpq/literatur/felix-salten/>. Letzter Zugriff am 24.1.2015.

⁹⁸ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 337.

Salten Jahrelang als Redakteur und Kritiker tätig. Das *Fremdenblatt* ist auch jene Zeitung, von der es heißt, sie wäre die einzige gewesen, die Kaiser Franz Josef täglich gelesen habe.

6.2.Frau Rodin in Rodaun

Dass hier erstmals Rainer Maria Rilke Erwähnung findet, weiß man, kennt man seine Publikation über den französischen Bildhauer Auguste Rodin, zu dem er etwa 4 Jahre lang engen Kontakt pflegte.⁹⁹ Dann erst versteht man die an Rilke gerichteten Worte des Hauptmanns:

„No und Sie, also Ihr Föleton über die franzesische Bildhauerin, Auguste, wie heißt sie nur, also so ähnlich wie Rodaun, sehr fesch war das gschriebn, also mit Ihrer Feder wird Ihnen das ja nicht schwer fallen, das Vorwort für unsere grundlegende Publikation „Unter Habsburgs Banner“(...)“¹⁰⁰

Der Hauptmann – reales Vorbild für ihn mag Maximilian von Hoen sein oder auch nicht – ist kein gebildeter Mann. Er kennt nicht nur den Zeitgenossen Rodin nicht, er liest obendrein *Auguste* als einen deutschen Frauennamen anstatt als einen französischen Männernamen. Erwähnenswert ist auch, dass er durchgehend im Dialekt spricht. Hier fungiert die Mundart als Differenzierungsmittel, wie es in den „Letzten Tagen...“ öfter der Fall ist.¹⁰¹ Die überempfindlichen Ästheten sprechen geschwollenes, pathetisches Hochdeutsch, während der weniger belesene Hauptmann dem Wiener Dialekt treu bleibt.

Das Wortspiel mit Rodaun wiederum könnte ein weitere Seitenhieb gegen Hofmannsthal sein; der bezog dort 1901 ein Haus, in das er nicht Rilke, sondern u.a. auch Zweig oder Borchardt lud.¹⁰² In Rodaun hatte aber auch seit 1916 das KPQ ihren festen Sitz, das ab 1914 Hoen leitete.¹⁰³ Nur weil der Hauptmann nicht weiß, wer Rodin ist, heißt das noch lange nicht, dass er ohne Ahnung ist, wo die Kollegen an ihren Propagandatexten arbeiten. Die Publikation, die er anspricht, trägt im Übrigen den vollen Namen: „Unter Habsburgs Banner. Zwei Kriegsjahre. 1914/1916.“ Es war ein Heldenbuch, das Alois Veltzè und Stefan Paul 1916 im Ullstein Verlag herausbrachten.

⁹⁹ http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien/Rilke%2C_Rainer_Maria. Letzter Zugriff am 24.1.2015.

¹⁰⁰ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 337 f.

¹⁰¹ Zeyringer und Gollner: Eine Literaturgeschichte. Österreich seit 1650. Seite 51.

¹⁰² Volke: Hofmannsthal. Seite 89.

¹⁰³ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 34.

6.3. Mit Blut und Eisen

Ebenfalls nicht namentlich angeführt wird Anton Wildgans. Man erkennt ihn hinter der Anrede des Hauptmanns „mein Lieber“, jedoch nur dann, kennt man sein Kriegspoem „Vae victis! Ein Weihelied den verbündeten Heere“, auf das der Offizier in Szene 9 zu sprechen kommt:

„Seit Sie aus dem Hauptquartier zurück sind, legen Sie sich auf die faule Haut! Sie ham sich dort ein Leben angewöhnt! Ich will Ihnen aber was sagen. Daß seine kaiserliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Friedrich von Ihren Kriegsgedichten begeistert ist, kann Ihnen genügen, mir genügt das noch lange nicht! Also schau'n S´ dazu, daß der Weihgesang an die verbündeten Heere bald abgeliefert wird, sonst kommen S´ mir zum Rapport!“¹⁰⁴

Wildgans, dessen Karriere in der Propaganda mit dem Schreiben von Flugblättern begann¹⁰⁵, kam übrigens auch dank der Fürsprache eines anderen Literaten, Franz Karl Ginzkey, ins Kriegsarchiv.¹⁰⁶ Überlegt man, was Kraus an der Kriegslyrik Kernstocks für anklagenswert hielt, versteht man, warum auch Wildgans in den „Letzten Tagen...“ vorkommen muss. In „Vae victis!“ nämlich heißt es zum Beispiel: „Nun, alle Zungen, hebet an zu preisen: / Der Tag der großen Rechenschaft bricht an. / Da wird mit heißem Blut und kaltem Eisen / Ein wundersames Menschenwerk getan.“¹⁰⁷ Dies schrieb einer, der aufgrund einer Venenerkrankung nie beim Militär gewesen war.¹⁰⁸

6.4. Amerikanismus, Rippenstoß und Seilschwebbahn

In einem Kapitel unterbringen kann man in diesem Fall Robert Müller, Felix Dörmann und Franz Werfel. Sie werden *expressis verbis* genannt, weshalb zu jedem der Autoren ein knapper Kommentar genügt, um die jeweils spezielle Bedeutung der vom Hauptmann an sie gerichteten Worte zu erläutern.

Wenn dieser nämlich behauptet, Robert Müller habe „sich ein bißl zu stark für die Ameriganer engagiert“¹⁰⁹, dann ist dies Müllers Aufsatz über Roosevelt geschuldet, in dem er dem Leser den Begriff „Amerikanismus“ näher zu bringen versucht. Roosevelt wird darin ein Phänomen genannt, ein herzlicher Mensch, ein vernünftiger Reformator. Müller schwärmt vom Aufenthalt des amerikanischen Präsidenten im Westen der Staaten, wo er Körper und Geist trainiert habe. Weiters heißt es noch, Roosevelt sei ein Mythos wie etwa Bismarck oder

¹⁰⁴ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 338.

¹⁰⁵ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 239.

¹⁰⁶ Ebenda. Seite 83.

¹⁰⁷ Ebenda. Seite 242.

¹⁰⁸ Ebenda. Seite 239.

¹⁰⁹ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 338.

Wilhelm II.¹¹⁰ Müllers Amerika-Faible hat seine Wurzeln in der eigenen Vita. Zwei Jahre soll er in New York gelebt haben¹¹¹.

Felix Dörmann tritt mit einem chauvinistischen Gedicht in Erscheinung, dessen ganze Aggression den Russen, Engländern, Franzosen und Serben gilt: „Und einen festen Rippenstoß / Kriegt England und der Herr Franzos.“¹¹² Sinn und Zweck einer solchen Zeile ist kein anderer als bei Alfred Kerrs Rumänenlied¹¹³: im eigenen Land Stimmung gegen den Feind zu machen. Wieder zeigt sich, dass jene, die sich vor Kriegsbeginn ganz im Zeichen der Zeit höchst sensibel gaben (Dörmann hat auch Baudelaire ins Deutsche übersetzt¹¹⁴), ab dem Jahre 1914 zu derben und plumpen Formulierungen wie: „Das große Maul habt ihr allein, / Wir aber, wir, wir pfeffern drein.“¹¹⁵ bereit waren. Hans Müller nennt (in Szene 9) seine Kollegen vom Archiv nicht grundlos „Ultraästheten“. Dies kann dann entweder *überempfindlich* oder *brutal-empfindlich* bedeuten.

Wenn der Hauptmann dann Franz Werfel auffordert, endlich wieder einmal einen Artikel abzuliefern, so erklärt diese Aufforderung Werfels eigentliche Abneigung gegen den Propagandadienst. Bestimmt machte er zeitlebens mehr Stimmung gegen Karl Kraus als für den ersten Weltkrieg. „Tapferkeit vor dem Feind, Heldentum, Vaterlandstreue, für Gott und Kaiser – das waren für Werfel nur Worthülsen.“¹¹⁶ schreibt Elisabeth Buxbaum über den Prager Autor. Hier haben wir einen Mann, der antimilitaristisch war und nur eines nicht wollte: an die Front. Und dazu täuschte er Unzurechnungsfähigkeit vor, sprang von einer Seilschwebbahn und ging 1917 ins KPQ. Aber sogar der Propagandadienst im Folgejahr in der Schweiz war ihm noch immer zu „kriegsnah“. Weil er in einer öffentlichen Rede für den Pazifismus und die Bolschewiken eintrat, musste er in Wien eine Verteidigungsschrift verfassen.¹¹⁷

6.5.Schönbrunn und nicht die Hofburg

Des Dramatikers Hans Müller gesprochene Worte in Szene 9 sind zum Großteil einem Feuilleton des Morgenblatts der *Neuen Freien Presse* entnommen. Müller gibt in dieser an,

¹¹⁰ Vgl. dazu: Müller, Robert: Roosevelt. In: Helmes, Günther und Bernes, Jürgen: Kritische Schriften I. 2.Auflage. Igel, Hamburg 2011. Seite 50-53.

¹¹¹ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. Seite 318.

¹¹² Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 340.

¹¹³ Vgl. dazu. Alfred Kerr in der Redaktion in Berlin. In: Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 362.

¹¹⁴ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur. Seite 287.

¹¹⁵ Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Seite 340.

¹¹⁶ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 201.

¹¹⁷ Ebenda. Seite 213.

Audienz bei Wilhelm II in der Hofburg bekommen zu haben. Nur glaubte ihm dies Kraus nicht. Zweimal ging er in der „Fackel“ auf das seiner Meinung nach erfundene Treffen mit dem deutschen Kaiser ein. Einmal legte er Müllers Feuilleton als Faksimile der Zeitschrift bei.¹¹⁸ Das andere Mal schrieb er, der Kaiser würde nie und nimmer einen Dichter empfangen, der nie an der Front gekämpft habe, und Müller hätte möglicherweise den Besuch des Tiergartens in Schönbrunn als eine Audienz in der Hofburg ausgegeben.¹¹⁹ Ebenfalls stellte er in Frage, dass der Dramatiker, so wie er es im Blatt erklärt, zu Kriegsbeginn in Berlin war. Aus diesem Grund fragt nun auch der Hauptmann Hans Müller:

„Aber beim Kriegsausbruch – da waren S´ doch persönlich zugegen, in Berlin? Da ham S´ doch also naturgemäß die Verbündeten abpusselt – wissen S´ da gibt s aber Leut, die reden herum, daß Sie das auch in Wien tan hab´n , auf der Ringstraßen, der Fackelkraus und so, wissen S´ die Leut ham halt eine böse Goschn. Jetzt sagen S´ mir also, wie sich das verhältet und ob Sie damals in Berlin oder nur in Wien waren?“

Der Verdacht des Autors der „Letzten Tage ...“ lautet hier demnach: hier hat einer gelogen, um im Kriegsarchiv unentbehrlich zu sein und so dem Gang an die Front zu entkommen.¹²⁰

7.Conclusio

Jedermann und *Der Rosenkavalier*; *Der Waldbauernbub*; *Bambi, eine Lebensgeschichte aus dem Walde*; *Das Konzert*; *Jazz*. Diese Werke Hofmannsthals, Roseggers, Saltens, Bahrs und Dörmanns nennt heute vermutlich jede Literaturgeschichte, die sich mit deutschsprachiger Literatur beschäftigt. Verständlicherweise. Die Beschäftigung mit der Propaganda im ersten Weltkrieg aber zeigt; genannte Schriftsteller traten einige Jahre lang auch mit Kriegsgedichten, Briefe, welche die Nibelungentreue beschwören, Feuilletons, die Kriegsbegeisterung ausdrücken, Reden, welche die gemeinsamen Schlachten an der Seite des Deutschen Reichs verteidigen, in den Mittelpunkt. Aber sie gingen nicht vor wie die Naturalisten, in dem sie vor Ort recherchierten, um hernach möglichst wahrheitsgetreu darüber zu schreiben. Aus meist sicherer Entfernung bearbeiteten sie Information aus zweiter Hand dahingehend, dass im Hinterland der Eindruck entstehen musste: wir sind am Gewinnen! In den Jahren 1914-1918 bildeten jene, die in Friedenszeiten im Griensteidl oder im Cafe Zentral¹²¹ aufeinandertrafen, teils voller Hingabe, teils mit Widerwillen eine Einheit im Propagandadienst – sei es im Kriegsarchiv, sei es im Kriegspressequartier, sei es durch gemeinsame literarische Veröffentlichungen. Kraus zeigt auf, dass ein Großteil der Literaten,

¹¹⁸ Weigel: Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Seite 177.

¹¹⁹ Hans Müller in Schönbrunn, In: Fackel. April 1917.

¹²⁰ Weigel: Karl Kraus oder Die Macht der Ohnmacht. Seite 178.

¹²¹ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur. Seite 275.

die schon zur Jahrhundertwende gewirkt haben, spätestens mit 1914 nicht nur *nicht*, wie man es sich vielleicht von Künstlern wünscht, Teil der *Gegenöffentlichkeit* waren, sondern durch ihre Publikationen und Aussagen dazu beitrugen, dass erstens ein falsches Bild von den Geschehnissen in den Schlachten entstand, zweitens dieser Krieg überhaupt fort- und fortgesetzt werden konnte. So wie die anderen historischen Persönlichkeiten in den „Letzten Tagen...“ werden auch Wildgans, Bahr und Co. als Charaktere beschrieben, die entweder die Angst vor der Front oder die schon länger im Nacken sitzende Vorfreude auf diesen Krieg in den Pressebereich trieben. Alexander Roda Roda ist hier vielleicht eine Ausnahme, weil sein Eifer eher an die einer Alice Schalek (die vor Ort ging¹²²) erinnert, als an jenen eines Kernstocks, der seine Kriegsgedichte im Klostergarten und im steirischen Wald schrieb. Dass er den Amoralismus bei manchen Autoren als logische Konsequenz eines Literaturverständnisses sieht, das auf den Maximen der Dekadenz aufbaut, versucht er dazulegen, in dem er immer wieder die Besonderheiten der Wiener Moderne hervorhebt und kritisiert. Sein Wunsch, dass die schreibenden Intellektuellen, wenn sie schon nicht gegen den Krieg wettern wollen, zumindest schweigen, wurde in den allerwenigsten Fällen erfüllt. Dass nicht jeder die Wahl hatte, die Kraus hatte, weil der finanziell gut dastand, sei angemerkt.¹²³ Einige, wie Werfel, wollten nur nicht kämpfen, andere, wie Robert Müller, änderten zumindest nach dem Krieg ihre Gesinnung.¹²⁴ Manche, wie Rosegger, sahen plötzlich die Möglichkeit, ihre Slawenfeindlichkeit auszudrücken, manche, wie Schnitzler, empfanden ob des nicht enden wollenden Krieges zunehmende „Ekel und Zorn.“¹²⁵ Kraus musste oftmals gar nichts erfinden oder umschreiben – so wie es die Kollegen im KPQ taten. Es gab Material zur Genüge, das, wortwörtlich abgedruckt, ermöglichte, dass man in Zusammenhang mit den „Letzten Tagen...“ oft von Realsatire spricht. Dass an dieser Köpfe beteiligt waren, die man heute für ihre Operettentexte, ihre heiteren Geschichten oder ihre Liebeslyrik schätzt, sollte zumindest bei einer Beschäftigung mit den Jahren 1914-1918 nicht unerwähnt bleiben.

¹²² Hamann: Der erste Weltkrieg. Seite 281.

¹²³ Buxbaum: Des Kaisers Literaten. Seite 18.

¹²⁴ Kriegleder: Eine kurze Geschichte der Literatur. Seite 318.

¹²⁵ Hamann: Der erste Weltkrieg. Seite 119.

Bibliographie

Bihl, Wolfdieter: Der erste Weltkrieg. 1914 – 1918. Böhlau, Wien – Köln – Weimar 2010.

Buxbaum, Elisabeth: Des Kaisers Literaten. Kriegspropaganda zwischen 1914 und 1918. Steinbauer, Wien 2014.

Hamann, Brigitte: Der erste Weltkrieg. Wahrheit und Lüge in Bilder und Texten. Taschenbuchausgabe. Piper, München 2008.

Hofmannsthal, Hugo von: Reden und Aufsätze II. 1914 – 1924. Fisch, Frankfurt am Main 1979.

Kraus, Karl: Die letzten Tage der Menschheit. 2.Auflage. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1986.

Kraus, Karl: Widerschein der Fackel. Glossen. Herausgegeben von Heinrich Fischer. 2.Auflage. Kösel, München 1956.

Kriegleder, Wynfrid: Eine kurze Geschichte der Literatur in Österreich. 2.Auflage. Praesens, Wien 2014.

Müller, Robert: Kritische Schriften I. Igel, Hamburg 2011.

Müller-Funk, Wolfgang: Abfall und Niedergang. Der Diskurs der Dekadenz. Essay. In: Lichtungen. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Zeitkritik. 114/XXXVI., Graz 2015.

Rainer, Rudolf (Hg.): Gedichte von Ottokar Kernstock dem Sänger auf der Festenburg. Imago, Graz 1968.

Roda Roda, Alexander: Roda Rodas Roman. Zsolnay, Wien 1950.

Rothe, Friedrich: Karl Kraus. Die Biographie. Piper, München 2004.

Schick, Paul: Karl Kraus. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1965.

Volke, Werner: Hofmannsthal. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1967.

Weigel, Hans: Karl Kraus oder die Macht der Ohnmacht. Brandstätter, Wien 1986.

Zeyringer, Klaus und Gollner, Helmut: Eine Literaturgeschichte: Österreich seit 1650. StudienVerlag, Innsbruck 2012

Internetquellen

<http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Biographien>

<http://wk1.staatsarchiv.at/propaganda-kuenstler-und-kpq/literatur>

<http://gutenberg.spiegel.de/buch/der-verschwender>